

Der Spitzbub

Frankfurter Neue Presse, 14. März 2015

Er hat einen Wunsch, der wie ein Auftrag klingt. Am Gerechtigkeitsbrunnen mit Blick auf den Römer, seinem Lieblingsort in Frankfurt, äußert er ihn. Er hat dort, an der Ecke zur Limpurggasse, einmal für großes Aufsehen gesorgt, hat die Hosen runtergelassen vor Tausenden von Menschen und an den Römer gepinkelt. " Und das in der Hitler-Zeit." Da lacht er wie nur einer, der sich über den Schelm in sich selbst freut, und sagt in seinem knodderischen Frankfurterisch: " Schreiben Sie auch die lustigen Sachen auf." Das ist er, der Wunsch.

Keine Frage: Er ist der Regisseur seiner eigenen Geschichte, einer Frankfurter Geschichte. Und er genießt seine Rolle, die Beachtung, die die Stadtgesellschaft ihm schenkt, die Bedeutung, die sie ihm beimisst - ihm, dem Zeitzeugen, dem Altstadtbub, aufgewachsen im Nationalsozialismus, Opfer der Bombennächte. Die Narben Frankfurts trägt er in der Seele, die Kindheit vor den Bombennächten im Herzen. Menschen wie Rolf Schmitz lassen Geschichte erfahrbar werden, vom Gedächtnis einer Stadt spricht man, von lebendiger Erinnerung. Als Oral History würdigen die Wissenschaftler heute, was sie bis in die 80er-Jahre als reine Anekdotensammlung geringschätzten.

Rolf Schmitz, bald 86 Jahre alt, dürften solche Diskurse reichlich gleichgültig sein, für ihn ist das Erzählen zum Lebensinhalt geworden, zur Therapie womöglich. Dieser Tage ist "Klaa Rölfche", wie er von klein auf genannt wurde und als der er im Alter zur Stadtprominenz geworden ist, wieder gefragt. Jahrestage stehen an, und so wie im vergangenen Jahr, als die Stadt an die Luftangriffe vom 22. März 1944 erinnerte, kommen sie wieder zu ihm: die Zeitungen, das Fernsehen, das Institut für Stadtgeschichte, all die Veranstaltungsmacher. Am 29. und 30. März ist er im hr-Programm zu sehen.

In diesen Tagen jährt sich zum 70. Mal der Einmarsch der US-Amerikaner in Frankfurt, jährt sich dieser Tag, den auch die Menschen am Main je nach Befindlichkeit und politischer Orientierung als endgültige Niederlage oder Befreiung empfanden. Rolf Schmitz hat es so und so erfahren, wie alles aus nächster Nähe.

15 Jahre war er alt, als die Wehrmacht die Wilhelmsbrücke, da, wo heute die Friedensbrücke steht, zu sprengen versuchte, um zu verhindern, dass die US-Amerikaner von Sachsenhausen in Altstadt und Innenstadt vordringen. Die Sprengung schlug fehl. Er sah die Panzer mit dem fünfzackigen US-Stern durch die Straßen rollen, er sah eine Granate in der Oppenheimer Landstraße einschlagen. Er sah die deutschen Frauen, wie sie mit wenigen englischen Worten ins Gespräch zu kommen versuchten mit diesen Soldaten, deren Körper ihm so groß und stark erschienen waren, in deren Gesichter aber auch die Angst geschrieben stand. An der Stresemannallee filmte ein US-Kamerateam den Vormarsch seiner Truppen am 27. März 1945. Und während sich immer mehr Frankfurter verschanzten, weil sie nicht wussten, was sie erwartete, stand das Rölfche daneben und schaute zu. Kein Soldat, kein Kameramann beachtete ihn, der zu jung war, um verstrickt gewesen zu sein, zu jung war, alles zu begreifen. Der alt genug war, wachen Auges zu beobachten.

Das Tätervolk schwieg

Manches hat er viel später erst verstanden, als er die Kriegstraumata ins historische Verhältnis zu setzen begann. Mitte der 50er Jahre, als das Land im Konsumrausch die Geister der Vergangenheit abzuschütteln versuchte, arbeitete auch er, der junge Familienvater, hart für eine bessere Zukunft. Er hatte nach dem Krieg für die Amerikaner gejobbt, er hatte Autoschlosser gelernt. Er hatte, als einziger Volksschüler seines Semesters, Maschinenbau studiert. Er hatte sich als Metallhändler durchgeschlagen und sollte bald eine beachtliche Karriere machen. In dieser Zeit des persönlichen Aufstiegs aber wühlte auch in ihm die Vergangenheit. Eines Nachts stand er im Bett und schrie: "Feuer, Feuer, Feuer!"

Damals war das erlittene Leid Privatsache, die Schuld am millionenfachen Mord lastete auf der Gesellschaft, die Schuld galt als kollektiv, vom Tätervolk war die Rede, und das Tätervolk versuchte zu verdrängen, zu vergessen. Man schwieg, man schwieg auch aus Scham, auch die Bombenkinder mussten schweigen.

Rolf Schmitz wollte seit jener Nacht nicht mehr verdrängen. Er hat fortan Bücher über den Zweiten Weltkrieg gelesen, er hat sich Dokumentationen im Fernsehen angeschaut, immer wieder hat er gesehen, wie die Städte im Feuersturm versanken. "Je öfter ich die Bilder von den Bombenangriffen gesehen habe, desto besser konnte ich es ertragen." Er wollte auch nie das eigene Leid an den Verbrechen messen. Er hat als Kind ja schon erfahren, dass Historie mehrere Geschichten erzählt.

Ein Pimpf war er, so nannte man die Jungen in der Hitler-Jugend. Gemeinschaftsgefühl, Heldenromantik, sportliche

Wettkämpfe, er mochte das. Die Fackelzüge der SA, Hitlers Auftritt am Römerberg, die hysterischen Massen, wie sollte das wirkungsmächtige Schauspiel einen Buben nicht beeindruckten? Aber da gab es noch eine andere Geschichte: Der Vater war Kommunist, verhalf Juden zur Flucht. In Mauerritzen versteckte der Untergrund seine Botschaften, tote Briefkästen nannte man das, auch Rolf Schmitz gab die kleinen Zettel weiter. Er hatte die Synagoge am Börneplatz brennen sehen im November 1938, er hat die Schmierereien an jüdischen Geschäften gelesen, er hat erlebt, wie die Juden der Altstadt, gute Nachbarn, gute Freunde, in Lastwagen getrieben und abtransportiert wurden. "Niemand kann sagen, er habe nicht gesehen, was mit den Juden geschah", sagt er.

„Schöne Erinnerungen“

Als die Amerikaner nach Frankfurt kamen, hatten die Sowjets Auschwitz bereits befreit, waren die Bilder von den Leichenbergen längst um die Welt gegangen, auch die jungen US-Soldaten sahen sie. Den "Peppermint-Peace", den Pfefferminz-Frieden, den die Amerikaner mit Schokolade und Kaugummis zu vielen deutschen Kindern gebracht haben, brachten sie nicht nach Frankfurt, nicht zu Rolf Schmitz. In die Wohnung der Familie waren sie eines Tages eingedrungen und konfiszierten alles Essbare. "In Frankfurt waren die Nazi-Hasser", sagt Rolf Schmitz.

Er wird von den US-Soldaten in diesen Tagen wieder häufiger erzählen und dabei auf sein Buch deuten, das er stets bei sich hat, wenn er Reportern gegenüber sitzt, wenn er Vorträge hält. Verabredungen trifft er mit Vorliebe am Römerberg, in den "Römer Bembel", in eine der Apfelweinkneipen in der Ostzeile, bittet er dann. Er mag das rekonstruierte Fachwerk, es gab seinen Erinnerungen an die gute Zeit einen sichtbaren Anker. Wenn er da sitzt, am Ecktisch mit Blick auf den Römer, hat er meistens einen Freund dabei, einen Fotografen. Rolf Schmitz im Gespräch: Er lässt davon Fotos machen, der Gesprächspartner erhält später auch eines, "als schöne Erinnerung". Zu Hause archiviert er es, so wie alles, was er in die Hände bekommt.

Als vor zwei Jahren sein Freund Gustav Lerch starb, ein Zeitzeuge und Hobbyhistoriker, erbte er dessen Nachlass, Kisten voller Aktenordner zur Frankfurter Geschichte. In seinem Arbeitszimmer stapeln sie sich, auf seinem Schreibtisch, im Regal, nirgends ist mehr Platz, manches wächst sich bis ins Wohnzimmer aus.

"Meine Frau ist so ordentlich, die kommt mit dem Staubwischen kaum hinterher", erzählt er im "Römer-Bembel" wie nebenbei, weil er ja so viel zu erzählen hat und manchmal kaum Atem schöpft, weil so viele Bilder gleichzeitig vor seinem inneren Auge auftauchen. "Ich sehe das alles vor mir, das ist alles ganz lebendig", sagt er. Die zerstörte Paulskirche, damals evangelische Stadtkirche, er ist ihr letzter lebender männlicher Konfirmand, er hat mal in der Paulskirche in einer Feierstunde davon erzählen dürfen. Er sieht die Römerfestspiele der späten 30er-Jahre, als der "Faust" mit nationalem Pomp inszeniert wurde. Er war Statist, und da eben geschah es, dass er dringend musste und an den Römer machte und ihm die Hose rutschte und in diesem Augenblick das Licht des Scheinwerfers auf seinen Hintern strahlte.

„Schreiben Sie auch die lustigen Sachen auf.“

Er war auch am Schauspielhaus Statist, hatte vorgesprochen, war genommen worden, große Schauspieler von damals sahen in ihm ein großes Talent. "Steht alles da drin."

Nicht lange, da hat auch im "Römer-Bembel" dieses Buch auf dem Tisch gelegen. "Ein Groschen fürs Licht", erschienen im Laudatio Verlag. Dem Frankfurter Journalisten Markus Dobstadt hat Rolf Schmitz seine Geschichte erzählt. Das Buch spannt nicht den großen Bogen, es ist anekdotisch, ohne Deutungen, ohne Bewertungen. Es zeugt vom unverstellten Blick, dem staunenden, dem ängstlichen, das macht das Buch lesenswert. "Zwei Jahre haben wir daran gearbeitet", sagt Rolf Schmitz, "so viel Leben."

1929 ist er in Sachsenhausen zur Welt gekommen als Sohn eines Kunsthändlers und einer Hausfrau, als zweites Kind, sechs Jahre älter war die Schwester. Niemand hatte noch Geld für Kunst, der Vater musste bald zur Großmarkthalle, Arbeitslosengeld abholen, acht Reichsmark pro Woche. "Altstadtbub" galt als Schimpfwort zu jener Zeit, das Viertel als Armenhaus. So eng waren die Gassen, dass man das Leben der anderen mitlebte. In die Wohnungen vis-à-vis konnte man schauen; was wer kochte, konnte man weithin riechen, trotz des Gestanks der Metzgereien, der sich überall verbreitete. Wenn der Braubach unter dem Kopfsteinpflaster viel Wasser führte, kamen die Ratten nach oben. Die Frauen putzten und putzten die Treppenhäuser, manche verdreckten doch, weil ein gnadenloser Alltag keine Zeit mehr zum Putzen erlaubte, weil es manche irgendwann einfach gehen ließen. Rolf Schmitz liebte dieses Viertel, "uneingeschränkt", sagt er. Er war in diesem Viertel zu Hause, in jeder Gasse. 30 000 Menschen auf engstem Raum, "und du bist ihr ‚Klaa Rölfche‘. So was gibt's ja nicht mehr", sagt er.

Das Kind im Mann

"Klaa Rölfche". Den Spitznamen verdankte er nicht nur seiner Körpergröße, es schwingt in ihm auch der Spitzbub mit,

der er war, aufgeweckt, umtriebig, schlau und widerstandsfähig. Es gibt eine Zeichnung von ihm, eine Frankfurter Malerin hat sie angefertigt, als er elf Jahre alt war. Sie zeigt einen Jungen, dem all diese Eigenschaften ins Gesicht geschrieben stehen: das energische Kinn, das rundliche Gesicht, der breite Mund, die abstehenden Ohren, vor allem diese wachen Augen. Manche Menschen sehen dem Kind, das sie waren, bis ins hohe Alter ähnlich. Rolf Schmitz ist noch immer "Klaa Rölfche". Allein diese Augen. Weit aufgerissen und starr zeugen sie vom Schrecken, lebhaft blitzen sie, wenn er von den heiteren Momenten erzählt. Er streut diese Momente immer wieder ein, gerade so, als wollte er sein Gegenüber nicht zu sehr belasten. "Schreiben Sie auch die lustigen Geschichten auf."

Als er das einmal mehr sagt, greift er den Gurt der Umhängetasche und wuchtet ihn über die Schulter. Er hat schwer zu tragen an der Geschichte der Stadt, in diesem Augenblick auf dem Weg vom Römerberg zur Altstadt-Baustelle buchstäblich. Einen vollgepackten Aktenordner hat er mitgebracht, mit Zeitungsartikeln aus den 30er-Jahren, illustriert mit Zeichnungen all jener berühmten Altstadt-Häuser, Goldene Waage, Wilder Mann. Nun steht er am Bauzaun, hinter den ersten Rohbauten fürs rekonstruierte Viertel ragt der Dom empor. Er weiß nicht so recht, was er von diesem Dom-Römer-Projekt halten soll, er weiß noch nicht, was es ihm bedeuten wird. Er hat immer davon geträumt, noch einmal am Stoltze-Denkmal auf dem Hühnermarkt stehen zu können. Dass er es vielleicht noch erleben wird, mutet ihm irgendwie seltsam an. "Alles lag in Schutt und Asche", sagt er.

Der 22. März 1944. Er sprach mal von seiner Welt, die an diesem einen Tag untergegangen war. Sie hatten im Luftschutzkeller zusammengekauert und angststarr das Getöse gehört. Als sie rauskrochen, roch es nach Tod. Er hat später nach den Leichen suchen müssen, er hat viele gefunden. Wie alle Bombenkinder hat er jahrzehntelang nicht öffentlich davon erzählt, auch nie von den Hinrichtungen, die er im Ostpark gesehen hat, als die Feldjäger im längst schon verlorenen Krieg kurzen Prozess mit den Deserteuren machten, nie davon, wie er einmal selbst dem Tod nur knapp entgangen ist in einer der Bombennächte. Mitte der 90er-Jahre, als das Fernsehen in seinen Weltkriegsdokumentationen erstmals auch Wehrmachtssoldaten, Brandopfer, Ostflüchtlinge erzählen ließ, entdeckte auch Frankfurt seine Zeitzeugen. Damals hielt Rolf Schmitz seinen ersten Vortrag, und man hörte ihm gebannt zu, und er spürte, wie gut ihm das tat. So begann es. "Und jetzt steht das alles da drin", sagt er und klappt sein Buch auf. Er schreibt stets eine persönliche Widmung hinein, seinen Namen in Sütterlin, weil ihm das leichter fällt. Die Hand zittert.

Ein Neuanfang

Er hat, da war er noch keine 60, einen Schlaganfall erlitten. Bei Teves in Frankfurt, Automobilbranche, war er als technischer Angestellter aufgestiegen, hatte gut verdient. Zwei Söhne hatten er und seine Frau in der Schneckenhofstraße in Sachsenhausen aufgezogen, wo sie seit 60 Jahren im selben Mietshaus wohnen. Sie reisten viel, der Jüngere studierte.

Von einem Tag auf den anderen wurde das Geld knapp, von einem auf den anderen Tag wusste der Frührentner nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte. Er hatte immer das Kochen geliebt, die Frankfurter Küche vor allem. Also kochte er und probierte aus und schrieb Rezepte und nahm an Rezept-Wettbewerben teil und gewann und verdiente sich ein bisschen Geld dazu, und seine Rezepte erschienen in Zeitschriften und Zeitungen. Bloß kein Stillstand. "Ohne meine Frau hätte ich das alles nicht geschafft", sagt er.

Manchmal, wenn er am Morgen die Wohnung verlässt und spät nachmittags nach Hause kommt, sagt sie: "Na, haste wieder so viel gebabbelt?" Manchmal, wenn er am Telefon ins Reden kommt und auch von ihr erzählt, hört man sie von hinten rufen: "Lass mich ja raus." Er denkt gar nicht daran. Er hat sie kurz nach dem Krieg kennengelernt. Am Mainufer saß sie, "die Schönste", auf einer Bank und strickte. Er bat sie, sich neben sie setzen zu dürfen. Er durfte. Und da sagt er zu ihr: "Fräulein, ich werde Sie heiraten." Enkel haben sie heute, zwei Urenkel schon. "Steht alles im Buch."

Über den Tag, an dem die Amerikaner in die Stadt kamen, steht in diesem Buch: "Ich kann das alles noch gar nicht richtig fassen. Und setze mich auf eine Bank am Oppenheimer Platz. Ein älterer Mann, der sich auf einen Stock stützt und Tränen in den Augen hat, setzt sich neben mich und sagt zu mir: „Junge, sei froh, dass du alles heil überstanden hast. Du wirst einmal deinen Enkeln erzählen können, wie es uns erging.“"